



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Revue der Zeitungen.

Die Deutschen in Griechenland. — Schufelka und Französisch.

Unser deutscher Nationalstimm, das heißt der zeitungschreibende, geberdet sich noch immer, als wäre er wirklich erst im Jahre 1840 auf die Welt gekommen. So kindisch und so taktlos, so blind und so schwachbeinig. Die Zeitungspresse liefert täglich nur zu viele Beispiele. Sollte die Schuld bloß an den Zeitungsschreibern liegen? Oder liegt sie in den Verhältnissen und Rücksichten, die dem Nationalstimm keinen rechten Halt gewähren und, nach gewissen Gesetzen der Strahlenbrechung, seinen graden Blick zum schielenden machen? — Als die Griechen jüngst durch eine heftige Demonstration sich eine längst versprochene Verfassung erzwingen, wurden zugleich die sogenannten Bavaresen, d. h. die in Griechenland angesiedelten Deutschen, aus dem Lande vertrieben. Die Deutschen, die im Heer oder in der Verwaltung dienten, wurden abgesetzt, deutsche Handwerker, Deconomen und Künstler, sogar Philhellenen, die in der Zeit des Befreiungskrieges und nicht, wie Andere, aus Speculation nach Hellas gekommen waren, sollten schleunigst nach Hause zurückkehren. Diese Bavaresen waren ohne Existenz- und Reisemittel und Griechenland unterstüzte sie nicht; ja der griechische Pöbel erlaubte sich gegen Viele derselben Hohn und Mißhandlung der verschiedensten Art. Dies Alles soll nicht bemäntelt oder entschuldigt werden; wir wollen sogar annehmen, daß in die Berichte über diese Verfolgung der Deutschen sich durchaus keine Uebertreibung eingeschlichen hat. Was thaten da die deutschen Zeitungen? Wenige waren, die es nicht für ihre Pflicht gehalten hätten, über den Undank, die Herzlosigkeit, die Treu-

lofigkeit, die Abscheulichkeit des griechischen Volkscharakters überhaupt in lärmenden Worten herzufahren. Man sah aber vielen dieser Griechenfeinde an, wie forciert ihr Haß war; wie sie nur deshalb mit in die Verwünschungen gegen Hellas ausbrachen, weil sie es für ihre Pflicht hielten. An eine andere Pflicht dachten sie nicht. Der deutsche Sinn neigt von Natur zur Gerechtigkeit, und es sieht darum mehr als komisch aus, wenn er sich vornimmt, aus Patriotismus und Pflichtgefühl, ohne Leidenschaft und Aufwallung, ungerecht — mit Bewußtsein ungerecht zu sein. Wir glauben, die Presse konnte in dieser Sache sich viel nationaler und doch vollkommen gerecht äußern. — Wir sind überzeugt, die meisten jener nationalen Eiferer werden, wenn sie an ihre Brust schlagen, bekennen: Das Verfahren der Griechen war erklärlich und verzeihlich. Sie haben nicht darum mit Aufopferung aller irdischen Güter den langwierigen, verzweifelt blutigen Freiheitskrieg bestanden, um sich nachher von Fremden schulmeistern zu lassen. Ist es nicht genug, daß sie, in äußerer Politik, bald russischer, bald französischer, bald englischer Diplomatie als Spielkarten dienen müssen? Sollten sie auch im Innern sich von fremden Herren gängeln und commandiren, im besten Falle mit sich experimentiren lassen? Man hatte den bayerischen Einfluß und sah die Deutschen als seine Träger und Stützen an. Hellas sollte keine bayerische Acquisition, sein König nicht durch eine Unzahl von deutschen Staatsdienern gehindert werden, national-griechisch zu sein. Dieser über zehn Jahre lang verhaltene und unterdrückte Unmuth mag bei seinem Ausbruch die politische Bedeutung der Bavaresen zu hoch angeschlagen haben. Gewiß aber ist, daß der bayerisch-griechische Beamte, wenn er an sich noch so wohlmeinend war, Griechenland nur auf seine bürokratische Weise beglücken wollte und keineswegs die patriotische Sehnsucht der Hellenen nach einer freien Verfassung theilte. Abgesehen von jenen edleren Philhellenen, die aus Begeisterung für das alte Hellas sich den kämpfenden Griechen angeschlossen hatten, dachten die wenigsten an etwas Anderes, als lediglich ihr Glück zu machen; ja ein Bavareser meldete aus München (in der Deutschen Allgemeinen), die deutschen Handwerker in Athen hätten sich verabredet, keine griechischen Lehrlinge anzunehmen, weil diese zu schnell Meister würden und dann selbst ihre Landsleute in der erlernten Kunst unterrichteten. Der deutsche Handwerker dachte natürlich nicht an Griechenland: er wollte in dem uncivilisirten Lande ein Monopol auf die Arbeit haben, wie in manchen slavischen Ländern; er dachte an eine bayerische Colonie. Dies ist kein Vorwurf, soll aber zeigen, daß man Unrecht hat, hinterher von seinen schlecht vergoldenen uneigennütigen Bestrebungen für die Bildung des griechischen Volkes zu sprechen. Ueberhaupt scheinen die Altbaiern, — und dies weiß man wohl in Deutschland am Besten — ein so

tüchtiger Menschenschlag sie im Grunde sind, nicht die nöthige Zartheit und den Takt zu besitzen, um bei einem ehrgeizigen, auf seine Nationalität eifersüchtigen Volke sich beliebt zu machen. Die Entfernung der Deutschen war eine harte, von politischer Nothwendigkeit gebotene Maßregel; um die Entlassenen zu entschädigen oder mit den Mitteln zur Heimkehr zu versehen, hatte Griechenland nicht Großmuth, wahrscheinlich auch nicht — Geld genug; die Mißhandlungen aber, die man dabei gegen die Deutschen verübte, waren von dem Vöbel eines politisch aufgeregten, überdies „unreifen“ Volkes zu erwarten. Genug, die Griechen thaten, was in einem solchen Falle jedes andere Volk und manches, z. B. das spanische, in viel wilderer Weise gethan hätte. —

Wir sagen nicht, daß die deutsche Presse sich bei dieser Einsicht beruhigen sollte; sie hatte aber eine andere Pflicht zu erfüllen, wenn sie von lebendigem Nationalgefühl beseelt war, als zu schwagen und zu schimpfen. Den Griechen, in ihrer politischen Gährung und Bedrängtheit von allen Seiten, war der temporäre blinde Haß gegen die Ausländer zu verzeihen: nicht so den Deutschen die lieblose Laueheit und Lässigkeit, wo es galt, sich der Landsleute anzunehmen. Die deutsche Presse mußte darauf hinweisen, was Deutschland zu thun hatte. Schon die Menschlichkeit verlangte mehr, als geschehen ist; auch wenn nicht Unschuldige mit den Schuldigen gelitten hätten. Die Nationallehre verlangt, daß man auch selbstverschuldete Mißhandlungen von seinen Brüdern in der Fremde abwehrt. Die Bavaresen waren aber vielleicht persönlich ganz unschuldig; sie büßten am Ende nur für die Unbeliebtheit des Einflusses, der sie nach Griechenland geführt und unter seinen Schirm gestellt hatte... Gab es keine Gesandten nord- oder süddeutscher Cabinete in Griechenland? Wie hätte sich England, wie Frankreich geberdet, wären Engländer oder Franzosen dort so schlimm gefahren und säße ein englischer oder französischer Prinz auf dem griechischen Königsthron? Doch — vielleicht machten diplomatische Rücksichten für Otto's Krone eine nachdrückliche Intervention unangenehm. — Warum übernahm dann nicht wenigstens Baiern oder ein Verein deutscher Bundesstaaten die ungeheueren Kosten, welche eine rasche Auslösung und Heimkehr der unbemittelten Bavaresen verursacht hätte? Konnte man der schmachvollen Misere nicht mit Einem Schlage ein Ende machen? Mußte man den Griechen so lange das Schauspiel deutschen Glends gönnen? Mußte man sich erst an die Mißthätigkeit, die Großmuth, den außerordentlichen Einheitsinn der deutschen Brüder wenden, daß die Bettelcorrespondenzen sich Monate lang durch die Journale schleppten? Und diese Privatsubscriptionen! als gälte es, zur Verherrlichung Deutschlands wieder ein Monument zu errichten, das in zwanzig Jahren fertig werden soll. In Triest landeten ganze Schaaren Bavaresen, abgerissen, elend, hinfällig, aus-

gehungert. Die Zeitungen waren voll davon. Und König Ludwig gab zu ihrer Unterstützung hundert Gulden. Das beweist nur, daß er sich bloß als Privatmann bei der Sache betheiligen zu müssen glaubte. — An diese große Glocke zu schlagen ist der deutschen Presse nicht eingefallen. Es ist freilich bequemer, zur Beschönigung des eigenen Benehmens, den Haß gegen das undankbare, perfide griechische Gesindel gewissermaßen als patriotische Pflicht auszutrompeten, wie ein Münchner Correspondent der Deutschen Allgemeinen in letzter Zeit gar fleißig gethan hat. Diese Pflicht erfüllt sich ja so leicht und zugleich treffen die Schmähungen ein „unreifes“ Volk, das so frech war, sich eine Constitution zu erzwingen und dem man dabei die revolutionärsten, ordnungswidrigsten Absichten nachsagen kann — zwei Fliegen mit einer Klappe. Das heißt Nationalgefühl!

Wir übergehen zu einem anderen, weniger bedeutenden, aber ebenfalls charakteristischen Beispiel. Wir schätzen an Herrn Schuselka nicht nur die gewandte Feder, sondern vorzüglich seine warme Liebe und Begeisterung für nationaldeutsches Wesen. Um so mehr möchten wir ihn warnen, daß er sich in seiner publizistischen Einsamkeit nicht in Einseitigkeiten verrenne. Er scheint manchmal nicht zu wissen, wie viel es geschlagen hat; seiner Polemik gegen die Uebergriffe der panslavistischen Bewegungen kommt der Aushalt an slavisch-deutschen Grenzen in Oesterreich zu Gute. Nicht so in anderer Hinsicht. Legthm hätten wir ihn bald für einen Franzosenfresser gehalten. Er berichtet über die Französische Komödie in Wien und freut sich, daß die Kenntniß des Französischen unter den guten Wienern abnehme. (?) Das sind hohle Worte. Wir wünschen, daß die Wiener eben so gut Französisch lernen, wie Englisch oder Italienisch, daß sie aber doch gute Wiener bleiben. Die Engländer treiben auch viel Französisch und französische Literatur, ohne darum Affen Frankreichs zu sein. — Was wäre auch damit gewonnen? Unschuld, das heißt Unwissenheit, ist keine Tugend, auch keine nationale.

II.

Aus Wien.

Municipalrechte. — Dekonomie. — Details über das Duell. — Schönborn und Göler, Arnstein und Haber. — Italienische Oper. — Schneidermeister Balochino. — Grillparzer gegen die Berliner.

Ein wichtiger Fortschritt manifestirt sich in Oesterreich durch das Wiederaufleben des durch lange Jahre eingeschlafenen Municipalgeistes. Der hiesige Bürgermeister, Herr Ritter von Szapka, hat bei der Re-

gierung ernstliche Vorstellungen gemacht über den Mißbestand, daß die Stadt Wien jährlich gegen 100,000 Gulden Münze für Arme an die Regierung abliefern müsse, ohne daß sie das Recht einer abzufordernden Rechnungsablegung oder eine Stimme bei der Vertheilung gendße. Auf diese Beschwerde ist durch allerhöchste Entschließung auf das Günstigste geantwortet worden, indem fortan die Verwaltung der Armenhäuser dem Magistrat der Stadt zugestanden wird. Noch mehr andere Geschäftsabtheilungen sollen aus den Händen der Regierung in die der Municipalität übergehen, und der übermäßige Personalstand jener verkleinert werden. Das Erzherzogthum Oesterreich, dessen Verwaltung bisher getheilt war (niederösterreichische und oberösterreichische Regierung) soll in eine zusammengezogen werden. Oekonomische Rücksichten, Ersparung überflüssiger Beamten sind größtentheils die Veranlassung dieser Maßregel, die aus dem Cabinette des Baron von Kübeck ausgeht und von dem Grafen Kolowrat in Bezug der erwähnten Rechtsverweiterung der Wiener Gemeindeangelegenheit, eine lebhaftere Unterstützung findet.

Die Geschichte des unglücklichen Duells in Preßburg macht wahrscheinlich, ehe dieser Brief zu Ihnen gelangt, schon die Kunde durch alle Zeitungen; indessen dürften einige Einzelheiten nicht ohne Interesse sein, um so mehr, als dieses Duell in mancherlei Einzelheiten an die Haber'sche Sache erinnert. Der Graf Schönborn war ein im schlimmen Rufe stehender Händelsucher und im großen Publicum vorzüglich durch das Ereigniß bekannt, daß er vor einigen Jahren hier auf dem Graben auf die übermüthigste Weise in die Eishütte hineinritt, wodurch mehrere Menschen verletzt wurden. Das gehorsamst ergebene Wiener Publicum rissen den Herrn Grafen vom Pferde und prügelten ihn respectvoll durch. Das Duell entstand auf folgende Weise: Der Rittmeister, Baron von Arnstein, und Graf Z. wetteten um 200 fl., wer der beste Schütze in Wien sei. Graf Z. nannte einen Schützen, der einen Zwanziger mit der Pistole von der eignen Läge wegschieße. Graf Schönborn wurde zum Schiedsrichter bestellt. Der Schuß geschah; Schönborn entschied für Graf Z. und der Rittmeister zahlte das Geld, warf jedoch die Bemerkung hin, des Schiedsrichters Ausspruch sei nicht ganz unparteiisch, da er ein Anverwandter des Grafen Z. sei. Daraus ein Wortwechsel und das Duell. Vor dem Duell setzte Jeder einen Brief auf, worin er sich (für den Fall, daß er auf dem Plaze bliebe) als Selbstmörder bezeichnete. Doch war Graf Schönborn seiner Sache so gewiß, daß er noch eine Balleinladung für denselben Abend annahm. Die beiden ersten Schüsse fehlten, die Secundanten wollten besänftigen und Baron Arnstein wollte sich zufrieden stellen. „Ich brauche von keinem Juden Großmuth. Lade,“ sagte Schönborn; er fehltejedoch wieder, aber der Schuß seines Gegners traf ihn in's Herz. Arnstein ist von einer jüdischen

Familie (ein Anverwandter des Banquierhauses Arnstein und Eskes) aber längst getauft. Er ist nach Paris gegangen, soll aber nicht verfolgt worden sein, da der vorgefundene Brief, in welchem auf einen Selbstmord hingedeutet wird, den Lauf der Gesetze hemmte.

Dieses Duell und die neu eingetretene italienische Oper bilden den Mittelpunkt der Conversation dieses Monats. Das erste Debüt der Italiener war nicht glücklich, und wie sehr auch das Publicum in seinem lang erwarteten und theuer bezahlten Vergnügen gefört wurde, konnte es doch eine gewisse Schadenfreude gegen den Pächter, den bürgerlichen Schneidermeister Balochino, nicht unterdrücken, dem es statt des geistigen und künstlerischen Theils der Oper gerne jenen anvertraut wissen möchte, der seiner Bildung und seinem Geschmack bei Weitem mehr entspräche, nämlich den Zuschnitt der Garderobe. Sein Geiz und seine Kunstgesinnung werden in Wien durch „balochinisch“ bezeichnet. Man freut sich allgemein seines zu Ende laufenden Contractes, namentlich da die hohen adeligen Kreise, die ihn bisher hielten, mit dem längst herrschenden Urtheil des großen Publicums endlich übereinstimmen.

In den literarischen Kreisen macht ein Gedicht von Grillparzer, welches im Manuscript circulirt, Aufsehen. Es ist betitelt: Euripides in Berlin und geißelt die Manie, die jetzt in Berlin grassirt, mit strengen Worten. Euripides sagt darin zu den Berlinern:

Wenn anders ich in meinen Tagen sang,
Als Aeschylus (erreichbar wohl für Keinen)
War's, weil ein andres Echo mir erklang
Aus meiner Hörer Brust, als ihm aus seinen.

und Ihr, nach zwei Jahrtausend Unterschied
Das Widerspiel von meines Volkes Leben,
Wollt, was das Wissen Euch verdeutlicht kaum,
Dem Mitgefühl als weise Nahrung geben?

Ich wage nicht, Ihnen mehr daraus mitzutheilen, da Grillparzer sich weigert, das Gedicht drucken zu lassen wegen einer scharfen Stelle, die darin gegen Tiedt vorkommt, den er öffentlich nicht kränken will aus Rücksicht für sein Alter. Der Schluß des Gedichtes lautet:

Wer Leben schafft, das seiner Zeit gehört,
War's auch im Staum und durch die Zeit begrenzt,
Hat mehr als wer zum Sabbath aufbeschwört
Die Schatten von Gespenstern für Gespenster.

Sie sehen, der Dichter der Ahnfrau und des Otkar, obschon er bereits zwei und fünfzig Jahre zählt, gehört in Gesinnung und Liebe der Jugend und ihren Bestrebungen an und er, der in Sappho und Medea den Alten Tribut gezahlt, statt zum griesgrämigen Straf-

magister der jüngeren Literatur zu werden, spricht ihr selbst warm das Wort gegen die Capricen des Berliner haut gout.

— Kainer. —

III.

Der gestiefelte Kater in Berlin.

— Berlin, 21. April. —

Nach und nach wird sich doch Alles machen; wir werden Reichthümer bekommen, Pressfreiheit, Geschwornengerichte — Herz, was begehrt Du? Nur muß man hübsch Geduld haben. Hat nicht der alte Dieck auch sein Lebelang den Wunsch gehabt, seine Stücke auf der Bühne aufgeführt zu sehen, und ist dieser Wunsch nicht auch endlich zur Erfüllung gekommen? Gestern ist der gestiefelte Kater auf Befehl des Königs über die Bretter gegangen und der alte Dichter ist glücklich. So werden wir auch einst glücklich werden. Freilich hat der greise Poet fast die Siebzig erst erreichen müssen, ehe ihm sein Herzenswunsch in Erfüllung ging. Allein für eine ganze Nation sind siebzig Jahre eine Kleinigkeit und wenn wir nur nicht früher sterben, so erleben wir gewiß, daß unsere politischen Wünsche, die wir uns jetzt als Märchen erzählen, gestiefelt und gespornt in Scene gehen.

Wie die Ausführung ausgefallen? Wie eine Satyre, die vor mehr als hundert Jahren geschrieben wurde, immer ausfallen kann. Zum Glück für den Dichter und zum Unglück für uns schrieb er sein Stück für eine Nation, in deren Geschichte dreißig Jahre so wenig Unterschied machen, daß sie selbst am Ende eines dreißigjährigen Krieges nicht weiter ist, als am Anfang. Bei so kleinen Schritten, bei dem schönen deutschen Wahlspruch: „Immer langsam voran“, da paßt heute noch Vieles, was vor dreißig Jahren paßte. Und so lachte man denn über die verschollenen Witze des alten Herrn, von denen fast die Hälfte noch mit ganz spitzigen Pointen stachen. Aber gerade weil wir noch darüber lachen können, sollten wir nicht lachen. Uebrigens war der gestrige Abend ein sehr interessanter. Da die Vorstellung nur auf den Privatwunsch des Königs stattfand (im Concertsaale), so wurden keine Billets verkauft, sondern nur solche Personen zugelassen, welche von der Intendanz Einladungsbriefe erhielten. So war denn ein Publicum von etwa fünfhundert Personen zugegen, das aus der geistigen Elite Berlins bestand. Keine Celebrität irgend einer Art fehlte. Nur der Dichter lag kränklich daheim und ließ sich von Act zu Act Berichte abstatten. Durch die Gegenwart des Hofes erhielten manche Scenen des Stückes, wie z. B. die, in welcher der „König“ und die „Prinzessin“ vorkommen, eine prägnantere Bedeutung. In der Karrikatur der Hofgelehrten mochte sich wohl Man-

cher der Anwesenden getroffen fühlen. Alexander von Humboldt, der in der königlichen Galerie saß, lachte sehr viel! Der König selbst war im ersten Act heiterer gestimmt, als im zweiten. (Man lese das Stück nach.) —

Im Ganzen machte das Stück den Eindruck einer Curiosität. Von einer Befriedigung oder inneren Ergözung konnte nicht die Rede sein. Ein Theaterdirector, der es sich einfallen ließe, den gestiefelten Kater einem gewöhnlichen Publicum vorzuführen, würde schlimm ankommen. Um dieses Schauspiel zu goutiren, gehört eben eine Auswahl von hochgebildeten Zuschauern, welche alle literaturgeschichtlichen Anspielungen verstehen, und die nicht ungeduldig werden, wenn sich der Dichter in einige bedeutungslose Privatspielereien verliert und post festum gegen die Abschaffung des Hanswurfts und den Unsinn der Zauberflöte dramatisch polemisirt. Was das Interesse des gestrigen Abends hauptsächlich begründete, das war die Stellung des Publicums, das, wie Hamlet in der bekannten Schauspielerscene, seine Aufmerksamkeit zwischen dem Stücke und dem Könige theilte und in den Zügen des letzteren immer forschte, welcher einen Eindruck das letztere auf ihn machte. Bei der berben Persifflage des Königthums, welche im gestiefelten Kater stattfindet, war diese Neugier sehr erklärlich. Der König jedoch, weit entfernt, beleidigt zu sein, hat vielmehr dem Dichter heute Morgen ein eigenhändiges freundliches Billet geschrieben und dem Herrn von Küstner seine Zufriedenheit über die glückliche Darstellung melden lassen. Sollte sich daran die Theatercensur nicht eine Lehre nehmen?

Gespielt wurde mit einer Vortreflichkeit und namentlich mit einem Ineinandergreifen seltenster Art. Acht Proben wurden früher gemacht. Acht Proben für ein Stück, welches nur ein Mal aufgeführt wird! Wie sehr wäre zu wünschen, man möchte nur die Hälfte dieser Mühe auf Stücke verwenden, die auf dem Repertoire bleiben sollen. Döring wirkte mit; er spielte den alten Böttcher. (Auch eine Polemik post festum. Wer von der jüngeren Generation kennt den ehemaligen Dresdner Kritiker?)

IV.

Notizen.

Die Grenzboten und ihre Freunde. — Püttmann's Eischerlessen- und Dithmarschenlieder. — Adam Surowski.

Unsere Leser erinnern sich noch, daß wir in einer unserer letzten Nummern von dem Unfug des Nachdruckes in den deutschen Journalen sprachen und der Carlsruher Zeitung erwähnten, die seit vielen Wochen schon ihr Feuilleton mit der Novelle „der Inquisitor“ nährt, die sie den Grenzboten nachdruckt. Wir hätten uns nicht beklagt, wenn dieser Nachdruck einen Artikel von mehreren Seiten betroffen hätte. Wir wollen nicht knickerig mit unsern Collegen abrech-

nen, und wenn es ihnen an unserem Tische schmeckt, so mögen sie immerhin etwas mit nach Hause nehmen. Wir wollen ihnen nicht an die Taschen fühlen. Allein fünf volle Bogen, zwei ganze Nummern unserer Novellenhefte — das ist denn doch zu viel! Warum wir nochmals darauf zurückkommen, wollen wir sogleich sagen. Wir fanden dieser Tage das deutsche Bürgerblatt und lasen darin auf der ersten Seite einen prächtigen Artikel gegen den Nachdruck voll Tugend und Moral, wie sie im Telemach nicht schöner zu finden ist. Nun drehen wir einige Seiten um und finden — dieselbe Novelle „der Inquisitor“, die den Gaumen der Carlsruher Zeitung so sehr gereizt hat. Diese schönen fünf Bogen druckt das tugendhafte Bürgerblatt in größter Gemüthsruhe uns gleichfalls nach. Die Moral auf der Zunge — den Raub in der Tasche — ist das deutsche Bürgertugend? — Da möge sich doch das deutsche Bürgerblatt ein Beispiel an einem andern Journal nehmen, das nicht in Deutschland erscheint. Das erste Blatt, das ich kürzlich bei meiner Reise nach Ungarn zu Gesichte bekam, war das Pesther Tageblatt, ein dort sehr verbreitetes Journal in Folio, redigirt von Dr. Siegmund Saphir. Sogleich auf der Vorderseite dieses Blattes finde ich die Novelle „der König und sein Narr“ ein drei Bogen starkes Eigenthum der Grenzboten. Der Verfasser Herr Dr. E. Dronke in Berlin wird das Zeugniß geben, daß ihm seine Arbeit von uns ehrlich honorirt wurde. Auch Druck und Papier sind wir nicht schuldig geblieben. Mußte ich mich nicht geschmeichelt finden, daß das Pesther Tageblatt diese kleinen Auslagen für sich zu benutzen so gütig war? Allein damit begnügt sich dieses Blatt nicht, vielmehr treibt es seine Gefälligkeit so weit, bald darauf meinen Artikel „der deutsche Adel als Lesepublikum“ nachzudrucken. Diesen Artikel hatte ich am Schlusse bloß mit meiner Chiffre S. K. unterzeichnet. Das Pesther Tageblatt hielt dieses jedoch für zu bescheiden. Um mich auf meiner journalistischen Laufbahn aufzumuntern, druckt es an der Spitze des Artikels meinen vollen Namen hin. Dadurch entsteht für mich der Vortheil, daß die Leser jenes Blattes, die nicht wissen, daß der Aufsatz aus den Grenzboten genommen ist, in dem Glauben sind, ich habe den Artikel direct eingesendet und genieße der Auszeichnung, zu den Mitarbeitern des Pesther Tageblattes zu gehören. Daß dieses Wohlwollen für mich und für die Grenzboten kein vorübergehendes ist, dafür habe ich gleich darauf neue Beweise erhalten, indem ich die Novelle „Liebesbriefe“, welches das dritte Heft unserer Novellen dieses Jahres füllte, in kurzer Zeit nachgedruckt sah, während auf einer andern Seite ein Artikel „Zur Charakteristik des deutschen Vaterlandes“, welchen ich wieder bloß am Ende mit meiner Chiffre bezeichnete, abermals mit meinem vollen Namen an der Spitze als Originalbeitrag vorgeführt wurde. Für so consequente Anhänglichkeit sage

ich hier meinen tiefgefühltesten Dank und bitte die löbliche Redaktion des Pesther Tageblattes nur um Entschuldigung, wenn ich nicht in Zukunft diesen Dank jedesmal erneuere, da ich leider dieses reichhaltige und sehr interessante Blatt (die Leser werden gebeten, dieses indirecte Selbstlob der Grenzboten gefälligst nicht zu merken) außerhalb Oesterreichs nicht zu Gesichte bekomme.

— Von Hermann Püttmann sind (bei Otto Wigand in Leipzig) „Eskeressen- und Dithmarschenlieder“ erschienen, die entschieden Talent verrathen. Die Zusammenstellung ist interessant. Am Freiheits- und Todesmuth der entnervten Gegenwart einzuhauchen, besingt der Dichter zwei der verschiedenartigsten Volksstämme. Die alten Dithmarschen waren wie die jetzigen ein Volk freier Bauern: die Eskeressen haben adelige Sitten und Gebräuche; jene sind Bewohner der flachsten Ebenen, der Haide und des wüsten Seestrand: diese sind das Ideal eines Gebirgsvolkes. Die Dithmarschen haben in ihrem Heldenmuth nichts Blendendes; es sind keine Raubvögel, die in der Nähe des Himmels nisten, keine ritterlichen Wundergestalten wie die Herren des Kaukasus: ihre Kraft ist das stämmige, kalte, trotzig grade und scharfe Wesen der alten Sassen, das manchmal nicht sehr flink und anmuthig, aber stets achtungsgebietend ist. Diese Eigenthümlichkeit hat Püttmann in den altdithmarschen Kriegsliedern und Schlachtgemälden sehr gut ausgedrückt.

— Man kennt den Verfasser von „La Russie et la civilisation“ Adam Gurowsky. Jene Schrift verhöhnte den gesunden Menschenverstand mit so eiserner Stirn, daß man sie entweder für Ironie oder den Verfasser für einen Heuchler halten mußte. Keines von beiden scheint der Fall zu sein. Früher ein leidenschaftlicher Revolutionär, versöhnte sich G. im Exile mit der Idee, Rußland anzugehören, erhigte seine Phantasie mit den panslavistischen Gemälden von Rußlands Weltherrscherberuf und berauschte sich in dem chimärischen Trost, sein Vaterland durch die allgemeine slavische Weltherrlichkeit für sein individuelles Leben entschädigt zu sehen. Solche Träume sind für eine polnische Phantasie verlockend, weil sie nur durch die gewaltsamste Revolution in Erfüllung gehen könnten. In dieser Stimmung schrieb G. jene Schrift. Es war ehrlicher Wahnsinn, was aus ihm sprach. Darauf lebte er in seiner Heimath drei Jahre. Hier verfloß der Rauch; der tägliche Augenschein zeigte ihm, wie russische Faust und russischer Fußtritt Polen zu der verheißenen Seligkeit vorbereiteten und er floh. Jetzt ist er in Breslau. — Es wäre zu wünschen, daß auch Mickiewicz und seine Mitschwärmer eine kurze Zeit in Rußland als ruhige Beobachter leben könnten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.